

kröte, die fragt: »Woher bist du gekommen?« Der Bär antwortet: »Ich bin von *hinter* mir gekommen.«

»Ach ja?«, sagt die Schildkröte. »Ich war gerade da und hab dich nicht gesehen.«

»Da muss ich gerade weggegangen sein«, erklärt der Bär.

»Und wohin willst du?«

»Ich will ... mal sehen ... ich will *geradeaus*.«

»Ja, ich weiß, wo das ist«, nickt die Schildkröte, »es ist sehr beliebt. Heutzutage scheint da jeder hinzufahren.«

Als etwas Zeit vergangen ist, fragt der Bär: »Haben wir uns verirrt?«

»Ja, haben wir«, nickt die Schildkröte, »das gehört alles zu *geradeaus*.«

»Verstehe«, sagt der Bär.

Und irgendwann später fragt der Bär: »Haben wir uns immer noch verirrt?«

»Absolut«, erwidert die Schildkröte.

»Wie schön«, sagt der Bär (vgl. ebd.).

Zwischen »schön« und »38«, zwischen »woher« und »wohin« ein Bedeutungsüberhang. Ein Möglichkeitsraum.

2. Über diejenigen, die (auch) da sind

ich habe ihn beraten und gesagt, deine situation ist aussichtslos. er hat gelacht. weil er mich nicht verstanden hat. was ist das: aussichtslos. ohne chance auf erfolg. was ist das: erfolg. du wirst nicht hierbleiben dürfen. was ist das: dürfen. ich bin doch da, hat er gesagt. (Bicker 2009: 115)

Das Aufeinanderprallen mehrerer Ebenen bündelt sich in einem Satz, in nicht mehr als vier Worten einer nüchternen Feststellung: »[I]ch bin doch da [...].« Da ist zum einen die Ebene, die eine epistemologische Neugier weckt. Eine Faszination und Bewunderung für etwas, was für viele undenkbar oder unbegreiflich erscheint. »[I]ch bin doch da, hat er gesagt.« Da ist zum anderen mein Bedürfnis, diese Realität zu verstehen – auch um die eigene Faszination selbstkritisch zu sezieren, machtstrukturelle Asymmetrien zu benennen und transparent zu machen und um ein wertschätzendes Zuhören zu ermöglichen. »[I]ch bin doch da, hat er gesagt.« Und dann ist da eine weitere Ebene neben dem epistemologischen Interesse und einordnenden forschungstheoretischen Ansätzen: das tatsächliche Dasein, das Existieren all jener, die es eigentlich nicht geben dürfte.

in einem land zu sein und doch nicht in einem land sein. mitmachen ohne mitzumachen. alles sehen aber nichts berühren. (Bicker 2009: 11)

Im Forschungsprozess greifen theoretische Perspektiven und methodologische Überlegungen ineinander, um sich dann mit der Realität eines »ich bin doch da« zu konfrontieren. Sprechen und Positionieren im machtdiskursiven Raum der Interviewbegegnung können keine zu repräsentierende ursprüngliche Wirklichkeit widerspiegeln, denn das Interview ist »keine Interpretation der Welt per se« (Denzin 2008a: 148). Wohl steht es aber in einer »interpretativen Beziehung zur Welt« (ebd.). In einem gemeinsamen

Raum einer Interviewsituation kann ein Bild davon entstehen, wie sich Menschen im globalen machtdiskursiven Gefüge selbst erfahren beziehungsweise dies für die Lesenden erfahrbar machen (vgl. Denzin 2008b: 180). Dieses Bild ist jedoch von Leerstellen durchzogen, welche sich durch die Ebenen theoretischer Reflexion wie methodischen Vorgehens gleichermaßen ziehen und in die Gesprächssituation hineinwirken. Die Leerstellen sind nicht in dem Sinne leer, sondern markieren den Ausgangspunkt einer Suche nach dem noch nicht Vorhandenen: nach alternativen Begriffsrahmen, nach Diskurserneuerungen, nach anderen Repräsentationsmodi.

Die theoretische Leerstelle Judith Butler warnt in ihrer dialogischen Reflexion mit Gayatri Chakravorty Spivak davor, die souveräne Logik, welche den verfassungsmäßigen Schutz nur für manche sichert, als Notwendigkeit festzuschreiben. Die Sprache wäre sonst so eingeschränkt, dass das Leben von Illegalisierten nur noch als »undifferenzierte Instanzen ›nackten Lebens«² (Butler/Spivak 2007: 31) zu beschreiben wäre (vgl. ebd.: 30f.). Es sei daher wichtig, vielseitige Formen von Taktiken, Widerständen und Gegenmobilisierung zu beschreiben, welche sich der souveränen Macht entziehen, sie subsumiert:

Ich denke, daß wir das Elend beschreiben müssen, ja wir sollten es tun, aber wenn die Sprache, mit der wir jenes Elend beschreiben, abermals voraussetzt, daß ›Souveränität‹ und ›nacktes Leben‹ Schlüsselbegriffe dafür sind, dann berauben wir uns selbst des Wortschatzes, den wir brauchen, um die anderen Netzwerke der Macht zu erfassen, zu denen es gehört, oder um zu verstehen, wie Macht an dieser Stelle umgestaltet wird oder gar an dieser Stelle sich sättigt. (Butler/Spivak 2007: 31)

Die Frage nach einem alternativen Vokabular, um, wie Butler formuliert, das ›Elend‹ beschreiben zu können und dabei gleichzeitig die Mechanismen anderer Netzwerke der Macht sichtbar zu machen, wird in der kollaborativen Studie von Carolina Alonso Bejarano und et al. (2019: 9) auf andere Weise berührt:

The situation of the undocumented – the consequences that illegalization, exploitation, and violence enact on their bodies, families, and lives – is clear and compelling. Under these circumstances, merely researching and writing academically about undocumented people seems profoundly immoral. To do so is to participate in the same abusive system that produces migrant vulnerability in the first place.

Das wissenschaftliche Sprechen über die Situation Illegalisierter lässt sich ihrer Ansicht nach nicht aus dem dominanten Diskurs lösen und damit deuten sie an, dass Butlers Suche nicht gelingen kann, da das Vokabular immer in der Sprache der ›Souveränität‹ verhafteten bleiben wird. Das ›Unmoralische‹ stellt für sie die Tatsache dar, dass das Leben und die Erfahrungen von Migrant:innen ohne Aufenthaltsstatus einzig als zu objektivierendes Rohmaterial dienen, »to fuel the academic engine« (ebd.: 10). Um diesem

2 Butler kommentiert in Verweis auf Giorgio Agamben, dass Staatsmacht beziehungsweise souveräne Macht einen Zustand erwirkt, der Subjekte außerhalb des Gemeinwesens verortet, welchen Agamben als ›nacktes Leben‹ beschreibt (vgl. Butler/Spivak 2007: 27f.). Spivak kritisiert, dass Agambens Vorstellung von Souveränität fern von allem sei, was heute geschehe (vgl. ebd.: 71).

Mechanismus zu entkommen, betonen sie ihr Anliegen, nicht allein Daten generieren zu wollen, sondern politisch-aktiv im ›Deportationsregime‹ der USA sowie in der akademisch-kapitalistischen ›Maschinerie‹ wissenschaftlicher Forschung zu intervenieren (vgl. ebd.). So verbinden sie ihren kollaborativen Ansatz mit künstlerisch-aktivistischem Engagement. In den Zitaten scheint ein Spannungsverhältnis auf, welches sich entweder in der Kritik an dominanten akademischen Diskursen und Strukturen und einem daraus resultierenden politischen Aktivismus entlädt oder – wie im Fall von Butlers Argumentation – innerhalb der Diskurse verhaftet bleibt und auf eine Suche abzielt, anderes Vokabular, andere Begrifflichkeiten zu finden, um eine Diskurserneuerung zu ermöglichen. Beide Argumentationslinien fußen jedoch auf einer gemeinsamen Annahme, welche jeweils als Kritik geäußert wird: nämlich dem Vorhandensein einer Dominanz, die das Schreiben vereinnahmt, und Vorschlägen, wie es anders, oder um es normativ zu formulieren, ›besser‹ gemacht werden kann. Diese Suche nach alternativen Termini und nach über den wissenschaftlichen Rahmen hinausweisenden Repräsentationsmodi markiert die Präsenz einer Leerstelle, denn das bestehende Begriffs- und Repräsentationsrepertoire scheint nicht ausreichend, um das Leben Illegalisierter zu theoretisieren.

An diese Suche anknüpfend markiert die theoretische Spurenlegung den Versuch, das Phänomen der aufenthaltsrechtlichen Illegalität nicht als unhinterfragten Ausgangspunkt oder gar natürliche Ordnung vorauszusetzen, sondern diese anzuzweifeln und zu verstehen, wie sich das Phänomen konstruiert. Mit Verweis auf den Literaturwissenschaftler Albrecht Koschorke formuliert Carolin Emcke (2018: 211), dass soziale Konflikte immer entlang narrativer Feldlinien choreografiert werden und demnach gelte es, mit dem eigenen Sprechen und Handeln diese Choreografien zu durchkreuzen. Die narrativen Feldlinien habe ich in einem Nachdenken über Grenzen, Mobilität und Bürgerschaft konturiert. Ein migrationsgeschichtlicher Blick auf Grenzziehungen sowie das Nachzeichnen migrationspolitischer Handlungspraxen, überlagert durch das demokratietheoretische Paradox des gleichzeitigen Ein- und Ausschlusses, zeigen nicht nur, wie aufenthaltsrechtliche Illegalität hervorgebracht wird, sondern auch, inwiefern sie eine Notwendigkeit darstellt, um das ›Eigene‹ und das ›Legale‹ zu definieren. In sich stetig verschiebenden Grenzziehungen schreiben sich postkoloniale Kontinuitäten fort und gestalten durch repressive Grenzpolitiken das Phänomen, welches es politisch zu bekämpfen gilt: Migrationskontrollpolitik erschafft und reproduziert illegalisierte Migration. Dabei wird der Fokus meist auf ›Fluchtmigration‹ verengt, während Menschen, die bereits seit Jahren ohne Aufenthaltsstatus in der faktischen Rechtlosigkeit Lücken auf dem Arbeitsmarkt füllen, aus dem öffentlichen wie politischen Blickfeld geschoben werden. Um dominante narrative Feldlinien zu stören und, wie Butler formuliert, sich nicht des Begriffsrahmens zu beraubten, andere Formen des Widerstands sicht- und beschreibbar zu machen, muss immer eine Verschiebung, ein Perspektivwechsel betont werden. Migrationsforschungstheoretische Konzepte, welche eine kritische Haltung im Feld einnehmen, markieren diesen Versuch, die meist unhinterfragte Choreografie zu durchkreuzen.

Transnationalität als Perspektive forciert das Abschütteln eines methodologischen Nationalismus und ermöglicht eine Verschiebung des Sichtfeldes von einem peripheren Rand hin zum translokalen Zentrum der Migration. Die Autonomie der Migration als

Methode fordert die Abkehr von einer grenztheoretischen und bürgerschaftszentrierten Migrationsforschung und das Einnehmen der Perspektive der Migration, das Fokussieren auf die ihr inhärente eigendynamische Kraft der Bewegung. Die *Acts of Citizenship* als Konzept nehmen wiederum Akteur:innen in den Blick, die als aktiv Handelnde das Recht auf Teilhabe an der Gesellschaft, aus der sie formal ausgeschlossen sind, sichtbar machen. Es entsteht ein »driftender Raum«. Dieser wird durch dominante Ordnungen wie Grenzziehungen, Migrationskontrollpolitiken und Bürgerschaftskonzepte hervorgebracht und formiert sich durch Akteur:innen, die diese Ordnungen unterlaufen, indem sie Grenzen überwinden und Lebensnischen abseits des im Gesetz verankerten ›Legalen‹ gestalten. Die in diesem Raum agierenden Subjekte unterliegen einer normativen Vereinnahmung und werden in öffentlich-medialen wie gesellschaftspolitischen Diskursen als Typisierungen beziehungsweise Figurationen hervorgebracht. Dabei laufen auch migrationsforschungskritische Ansätze, welche dominante Diskurse irritieren möchten, Gefahr, Forschungssubjekte erneut auf der normativen Folie einer Figur oder Figuration zu produzieren. Manuel Dietrich und Boris Nieswand (2020: 146) analysieren die Forschungsagenda kritischer Migrationsforschung, welche darauf abziele, »politische Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu verunsichern und gegebenenfalls zu deren Veränderung beizutragen«. Die aus dieser Kritik resultierende Fokuslenkung auf die Widerständigkeit der Subjekte führt jedoch zu einer erneuten Vereinnahmung und einseitigen Bezugnahme auf die ›Helden‹-Metapher und zur Zuschreibung von politischem Aktivismus. So wird das aktiv handelnde Subjekt »zum furchtlos entschlossenen Kämpfer, der eine neue Ordnung begründen soll« (Friese 2017: 70f.). Eine kritische Haltung im Feld der Migrationsforschung scheint von dieser Bestimmung, eine ›neue‹ Ordnung begründen zu müssen, geleitet.

Hier eröffnet sich eine Kluft zwischen Theorie und Empirie, wenn Vertreter:innen kritischer Migrationsforschung eine Verschiebung vom singulären Einzelschicksal hin zu Migration als Prozess beziehungsweise Struktur befürworten. Forschungssubjekte werden so migrantischen ›Kämpfen‹ eingeschrieben, wodurch »Ansprüche auf ein Leben in Normalität nach eigenen Wünschen und Träumen« (Friese 2017: 72) keine empirische Relevanz besitzen. Da es immer die Kritik ist, welche betont werden muss – sei es am methodologischen Nationalismus, am Bürgerschaftszentrismus, an grenztheoretischer Vereinnahmung –, müssen Forschungssubjekte dieser Abgrenzung dienlich sein. Das Phänomen der aufenthaltsrechtlichen Illegalität zu theoretisieren, ohne eine kriminalisierende Struktur zu reproduzieren, funktioniert jedoch nur als Ausübung von Kritik und durch die Betonung dieser wird immer eine Neigung stabilisiert, das Schreiben über Illegalisierte auf bestimmte Weise (normativ) zu rahmen, um sich von bereits vorhandener normativer Vereinnahmung zu lösen und abzugrenzen. Denn Kritik an sich ist »ein anfälliges Unterfangen. Sie zeichnet sich durch Instabilität aus. Noch mehr: Kritik ist auf das angewiesen, was sie in Frage stellt« (Mecheril et al. 2013: 29). So führt jedes Theoretisieren dazu, illegalisierte Migrant:innen entweder als vorwiegend aktiv Handelnde und somit politische Subjekte, die sich eigenständig ihre Rechte erkämpfen, zu stilisieren oder sie als passive, der staatlichen Repression Unterworfenen, darzustellen.

Spivak (2016: 55) entfaltet die Frage, was eine Arbeit *nicht* sagen kann, vor dem Hintergrund wissenschaftstheoretischer wie persönlicher Limitierungen. Um sich aus he-

gemonialen Ordnungen zu lösen, müssen Forschende, so Spivak (2016: 56), »das Geschrei ihres eigenen Bewusstseins (oder des Bewusstseinseffekts, der durch eine disziplinspezifische Ausbildung bewirkt wird) außer Kraft setzen«. Ich bin der Überzeugung, dass die Bewusstseinseffekte, die durch das Durchlaufen eines Studiums antrainiert werden, zwar reflektiert, nicht jedoch aufgelöst werden können. So habe auch ich mich in bestimmte disziplinspezifische Strukturen eingeschrieben, indem ich die Arbeit primär als eine migrationsforschungskritische einordne. Diese Perspektivierung produziert eine Choreografie entlang vorhandener narrativer Feldlinien und basiert auf der skizzierten Kritik, welche ihr »Primat [auf] der Befragung des Sozialen im Hinblick auf Machtungleichheiten und ihre[r] politische[n] Veränderbarkeit aufbaut« (Dietrich/Nieswand 2020: 147). Damit wird eine »Strukturierungsweise der Welt« unterstützt, welche »alternative Möglichkeiten des Ordens – und damit alternative Weisen des Seins – un(an)erkennbar machen« (Hark 2015: 292). Die Suche, wie sich die beständig reproduzierenden Choreografien innerhalb akademischer Theoriediskurse durchkreuzen lassen, muss aus diesem Grund unabgeschlossen bleiben, um sich nicht in festgefahrenen Strukturierungen zu verfangen. Das Eingeständnis, dass das Umgehen dominanter Ordnungen, in die auch Forschende eingeschrieben sind, nie vollumfänglich möglich ist, und ein damit einhergehendes Kontingenzbewusstsein führen deshalb am Ende immer auch zu der Frage: Was kann diese Arbeit *nicht* sagen?

Der theoretischen Leerstelle lässt sich nur mit einer methodologischen Perspektive begegnen, die das Subjekt in den Bruchstellen konkurrierender Figuren und Figuren aufsucht. So ist die methodologische Suchbewegung durch eine *Reflexivität* als »erkenntnistheoretische Grundhaltung« geprägt, welche »auf einem Primat der Befragung der Bedingungen der Möglichkeit von wissenschaftlicher Erkenntnis fußt« (Dietrich/Nieswand 2020: 147, Herv. i. O.). Damit verschiebt sich der Fokus von der Frage nach ›besserer‹ Beschreibung zu grundlegenden Fragen wissenschaftlicher *Repräsentation*.

Die methodische Leerstelle

Zwischen der Ausübung und der Freiheit bzw. jener Gleichheit, die gefordert wird, die ihr Gegenstand, ihr Ziel ist, klafft eine Lücke. Es verhält sich nicht so, daß durch Sprache alles vollbracht wird, als ob man sagen könnte, ›Ich bin frei, und dann macht meine performative Äußerung mich auch frei. Nein. (Butler/Spivak 2007: 47)

Butler adressiert damit singende Menschen ohne Aufenthaltsstatus auf den Straßen Kaliforniens: »Der Gesang macht die Straße wieder zur Bühne, er führt die Versammlungsfreiheit genau dann und genau dort auf, wo es gesetzlich verboten ist« (ebd.: 44). Sie singen für Gerechtigkeit und Gleichheit, aber der Akt der Aufführung macht sie noch lange nicht gleich und das System noch nicht gerecht: »Aber diese Forderung nach Freiheit zu stellen bedeutet, bereits mit ihrer Ausübung zu beginnen und hinterher ihre Legitimation zu verlangen« (ebd.: 47). Der performative Akt verweist auf die von ihr benannte Lücke zwischen der soziopolitischen Realität und dem geforderten Ziel. Die Lücke, die Butler zum Ausdruck bringt, lässt sich auch auf methodologischer Ebene reflektieren: Die *Performative-Social-Science*-Methodologie fordert mit ihrem Vorgehen eine Gleichheit und das Schaffen einer gerechteren Welt. Aber das politische Anliegen

und der Versuch einer wertschätzenden Begegnung, welche machtdiskursiven Strukturen entgegenwirkt, bedeutet nicht, dass dies auch gelingt. Auch auf methodischer Ebene kristallisiert sich eine Leerstelle heraus, die ich mit der von Butler analysierten Lücke markieren möchte: »[z]wischen der Ausübung und [...] jener Gleichheit, die gefordert wird, die ihr Gegenstand, ihr Ziel ist« (Butler/Spivak 2007: 47). Die methodische Leerstelle sichtbar zu machen bedeutet demnach, »die Lücke zwischen Ausübung und Verwirklichung zu verkünden und beides auf eine Weise in den öffentlichen Diskurs einzubringen, daß die Lücke sichtbar wird und zu mobilisieren vermag« (Butler/Spivak 2007: 47).

Die *Performative-Social-Science*-Methodologie impliziert eine reflexive Forschungshaltung, welche dominant choreografierte Wissenschaftspraxis um alternative narrative Linien zu erweitern versucht. Sie nimmt in Anlehnung an postkoloniale Theorien eine machtkritische und emotional involvierte Haltung gegenüber Dialogpartner:innen ein. Durch die Sichtbarmachung des eigenen Standpunkts werden auch zwischenmenschliche Facetten als Teil der Forschung reflektiert und als situierte kontextgebundene Prägung des Erkenntnisprozesses kenntlich gemacht. Diese Verschiebung hin zur Performativität einer Interviewsituation erlaubt einen *Shift* in der traditionellen Methodenkonvention, indem ›Beforschte‹ nicht zu Objekten einer Forschung stilisiert werden, sondern ihnen gleichberechtigte Mitsprache zugesprochen wird (vgl. Nestler 2014: 183).

Aus dieser Perspektive betrachtet, funktioniert das Interview als narratives Hilfsmittel, das Personen, sofern diese es wollen, die Möglichkeit gibt, Geschichten über sich selbst zu erzählen. Im Augenblick des Geschichtenerzählens haben ErzählerIn und ZuhörerIn, DarstellerIn und Publikum das gemeinsame Ziel, an einer Erfahrung mitzuwirken, die ihre gemeinsame Identität erkennen lässt. (Denzin 2008a: 141)

Im situativen Moment des Geschichtenerzählens entspinnt sich vor dem Hintergrund der thematischen Adressierung meiner Gesprächspartner:innen ein performativer Dialog, welcher ein Sprechen innerhalb machtvoller Differenzordnungen sichtbar machen kann. Um diesen von Norman K. Denzin beschriebenen Augenblick beziehungsweise die Erfahrung innerhalb des gemeinsamen Raums analytisch zu gestalten, habe ich die Gesprächsinhalte weder in übergeordnete Kategorien zerfallen lassen, noch vorschnell in größere Theoriezusammenhänge eingearbeitet. Um die intimen Spuren zwischenmenschlicher Interaktion nicht zu verwischen, habe ich stattdessen die in jedem Gespräch eigene Dynamik sowohl inhaltlicher wie auch atmosphärischer Art für sich isoliert herausgestellt. Denn Wahrnehmungsfilter, welche die Wirklichkeit durch Verallgemeinerungen verengen, machen einzelne Personen und ihre Handlungen unkenntlich (vgl. Emcke 2018: 213).

Einer machtkritischen Perspektive gerecht zu werden, bedeutet dabei auch, dominante Diskurse, welche in die Gesprächssituation hineinwirken, nachzuzeichnen und normative Vereinnahmung zu erkennen. Diese müssen beschrieben werden, um der Gefahr zu widerstehen, aufgrund der eigenen politischen Positioniertheit und der emotionalen Involviertheit ein bestimmtes Bild zu stabilisieren. Die eigene emotionale Betroffenheit zu überhöhen, bedeutet auch, das Elend zu überhöhen, die Handlungsohnmacht hervorzuheben, die Tendenz zu viktimalisieren. Die eigene politische Positioniertheit zu benennen und das Einschreiben in eine kritisch motivierte Migrationsforschung

tragen wiederum zu einer gegenteiligen Stilisierung bei: dem Versuch, der Viktimisierung zu widerstehen, Aktivität zu suchen, widerständiges Potenzial aus jedem Satzwinkel hervorzuholen, um politische Subjekte, die Handlungsmacht demonstrieren, sichtbar zu machen. Die epistemologische Faszination als unhinterfragten Ausgangspunkt der Forschung zu bestimmen, birgt die Gefahr, die gehörten Stimmen zu idealisieren, sie zu romantisieren und zu poetisieren. All diese Strukturen zu benennen, bedeutet nicht, sie aushebeln zu können, denn es lässt sich nicht *nicht* normativ analysieren. Dennoch können eben diese normativen Vereinnahmungen des Feldes und damit einhergehend die eigenen ontologischen Verstrickungen als dominante Diskursmacht sichtbar gemacht werden und dafür sensibilisieren, den Menschen in den Bruchstellen dieser Vereinnahmung nachzuspüren: Die Transparenz des Eingebundenseins sowie die Fokuslenkung auf den dialogisch-performativen Kontext lassen das Gespräch und die Erzählungen als für sich stehende Momente hörbar werden. Diese werden jedoch nicht in das vermeintlich isolierte ‚Einzelschicksal‘ verschoben. Gerade durch das individuelle In-Erscheinung-Treten der Subjekte können wiederkehrende Erzählstränge und Narrative sichtbar gemacht werden, die sich nicht aus der theoretischen Vereinigung herleiten, sondern in ihrer Einzigartigkeit und Allgemeinheit gleichermaßen zur Geltung kommen (vgl. Bourdieu 1997a: 788). Die wiederkehrenden Strukturen, welche die Gespräche durchziehen, verdeutlichen eine Abgrenzung von den im dominanten Diskursfeld erzeugten Figuren beziehungsweise Figurationen – auch gegenüber romantisierender oder heroisierender Vereinnahmung. Ein gemeinsames Schweigen und ein der Thematik inhärentes Nicht-Sprechen scheinen als strukturell verankerte Verbindungslien auf und verweisen auf die Interdependenz der Nicht-Sagbarkeit und der (Un-)Sichtbarkeit. In dieser entfaltet sich ein repetitives Bemühen um die Sichtbarmachung einer Alltagsnormalität, die sich mystifizierender Zuschreibungen entzieht.

Wenn ich meine eigene Faszination für das Forschungsfeld offenlege, dann ist es diese, die mich meine Gesprächspartner:innen als bewundernswert positionieren und ihr Leben als spannend einordnen lässt, immer von dem Gefühl geleitet, Anerkennung erzeugen zu wollen für etwas, für das es sonst keine Anerkennung gibt. Nara lacht: »[D]ann hätte ich doch besser den Nobelpreis gewonnen.« Es ist eine Vereinnahmung, die von allen Seiten auf die Menschen einprasselt, von der sich nicht gelöst werden kann und welche den Begegnungsraum zum Ort ihrer Verdeutlichung, ihrer Sichtbarmachung werden lässt. Es ist dieser Raum, der jedoch gleichzeitig Möglichkeiten eröffnen kann, die einen gemeinsamen Versuch, den Vereinnahmungen zu entkommen, markieren. Dieser Raum wird genau dort aufgeführt, wo die Methodologie das Begehen nach emotional und politisch involvierter Forschung formuliert. Hier scheint eine Leerstelle auf, die Butler als Lücke benennt. Denn die Behauptung, eine postkolonial informierte Perspektive einzunehmen, Machtverhältnisse destabilisieren zu wollen, dominante Ordnungen hinterfragen zu wollen und dabei eine Veränderung herbeizuführen, heißt nicht, dass dies auch gelingt. Es stellt sich nämlich immer die Frage, *wer* eigentlich Erzähler:in ist.

Das Changieren zwischen ‚analytisch-wissenschaftlicher‘ und ‚literarischer‘ Schreibweise (welche sich nie ganz voneinander trennen lassen) legt die Konstruktion der Repräsentation einer situierten Gesprächsatmosphäre offen, kann aber auch dazu beitragen, Stimmen zu poetisieren. Denn die Geschichtenerzählerin ist die Stimme

der Forscherin. Es ist ihre Erzählung, die Spannung erzeugt, evokativ arbeitet, Gefühle freisetzt, die den Erzählverlauf lenkt, indem Kürzungen vorgenommen werden, interpretative Brücken geschlagen werden und selektiert wird, oder in Denzins (2008b: 181) Worten positiv formuliert: »In all diesen Formen ist ein seiner Rolle sich bewusster, aber auch moralisch und politisch bewusster Schreiber als Aufführender präsent.« Wenn es jedoch darum gehen sollte, einzelne Menschen und ihre Handlungen sicht- und hörbar zu machen und dies aus einer postkolonialen Perspektive zu reflektieren, entfaltet sich ein Widerspruch, da die Geschichtenerzählung weiterhin in der Hand der Forschenden liegt. Die Forscher:innen sitzen am längeren Hebel und haben den Anspruch inne, Deutungsangebote zu machen. Das ist der wunde Punkt der Methodologie, denn das Abwägen dieses schmalen Grades ist in sie eingeschrieben. Birgt die Irritation zwischen Wissenschaft und Kunst also die Gefahr, unter dem Deckmantel einer kritischen Methodologie die Macht einseitig auf den Gestaltungswillen des:der Erzählenden beziehungsweise Forschenden zu stabilisieren? Gleichzeitig ist es die künstlerische Intervention, die es ermöglichen kann, unhinterfragte Narrative zu irritieren und den dialogischen wie auch atmosphärischen Moment der Begegnung sowohl festzuhalten als auch auszuhalten, diesen nicht in einseitige Deutungsfolien zu überführen. Hier liegt die Stärke des Ansatzes, denn so sorgt gerade das Widerersetzen gegen den konventionellen wissenschaftlichen Rahmen dafür, die Konstruktionsmechanismen in aller Deutlichkeit aufzumalen.

Ich möchte dies mit einer Analogie zum epischen Theater nach Bertolt Brecht verdeutlichen.³ Es sind die von ihm so benannten bewusst gesetzten ›Verfremdungseffekte‹, welche das ›Selbstverständliche‹ hinterfragbar machen. Vermehrtlich ›natürliche‹ Vorgänge sollen verwundert aufgenommen werden und der:die Zuschauende wird nicht mehr in eine theatrale Handlung *hineinversetzt*, er wird ihr *gegenübergesetzt*. Die Schauspieler:innen verwandeln sich nicht in eine Bühnenfigur, sie zeigen die Figur, sie zitieren und wiederholen ihren Text (vgl. Brecht 2009 [1973]: 248–250). Eine performative Methodologie ermöglicht genau das: Gesprächssemente werden zitiert, wiederholt und zeigen einen gemeinsamen Raum der Erzählsituation. Die Lesenden werden nicht in diese *hineinversetzt*, im Sinne eines ›so ist es‹, sondern sie werden dieser *gegenübergesetzt* im Sinne eines ›so könnte es sein‹. So werden im brechtschen Sinn die Konstruktionsmechanismen der Illusion des Theaters beziehungsweise die Illusion objektiver Wissensproduktion aufgelöst, um ein kritisch-reflexives und politisches Bewusstsein bei den Zuschauenden zu evozieren. Die *Performative-Social-Science*-Methodologie kann insofern als eine Intervention innerhalb des konventionellen Methodenkanons gelesen werden und gerade die dadurch erzeugte Irritation nötigt den Lesenden zugleich die Distanz ab, um sich immer wieder zu fragen: Was passiert hier gerade?

Die geschriebene Leerstelle – oder der Möglichkeitsraum Wenn eine wissenschaftliche Arbeit als Bühne gedacht werden kann, auf der etwas zur Aufführung gebracht wird, dann möchte ich mit den Mitteln der brechtschen Verfremdung die Leerstellen auf die geschriebene Bühne bringen. Auch eine wissenschaftliche Arbeit ist ein Bühnenraum,

³ Das ›epische Theater‹ ist ein von Bertolt Brecht geprägter Begriff und markiert eine Gewichtsverschiebung weg vom dramatischen Theater.

welcher ein Thema in Szene setzt, indem die Forschenden einen theoretischen Rahmen bestimmen, Konzepte vorstellen, diskutieren, verwerfen, indem Stimmen empirisch hörbar werden, sei es in Kategorien gebündelt, in Originalzitaten belegt. Nicht die Illusion neutraler Ergebnisse, sondern die Transparenz ihrer Repräsentationsmechanismen steht im Scheinwerferlicht. Diese kleidet sich in eine Choreografie narrativer Feldlinien, welche einen dahinterliegenden Möglichkeitsraum andeutet.

Der Möglichkeitsraum kann erst durch das Konturieren der Leerstellen sichtbar werden und stellt eine Suche dar. Es ist die Suche nach einer Verschiebung von einem *über* »die anderen« zu einem *mit* ihnen. Der Möglichkeitsraum ist dieser *gemeinsame* Raum, in dem sich Forschende und Gesprächspartner:innen begegnen und in dessen Dialog das Verstehen und Nicht-Verstehen gleichermaßen eingeschrieben sind. Es ist ein Raum, welcher keine allgemeinen Aussagen zulässt, sondern es ermöglicht, den Bruchstellen der in Bildern und Sprache erzeugten Vereinnahmungen nachzuspüren und dabei das Ringen mit Worten, das Nicht-Sprechen und Schweigen als Struktur lesbar zu machen. Erst in diesen Bruchstellen kann sich etwas Neues entfalten, das die starren narrativen Feldlinien verwischt und zarte Spuren alternativer Choreografien legt. Sie führen das Politische dort auf, wo sich der Wunsch nach Anerkennung einer Alltagsnormalität regt.

The product of research, whether an article, a graph, a poem, a story, a play, a dance, or a painting, was [...] not a conclusion but a turn in a conversation; not a closed statement but an open question; not a way of declaring ›this is how it is‹ but a means of inviting others to consider what it (or they) could become. (Bochner/Ellis 2003: 507)

Der Möglichkeitsraum ist eine Einladung, den Erzählungen über Gedankenwelten und Lebensnischen *zuzuhören*, welche sich performativ über das Wüten gesellschaftsnormativer Strukturen und dominanter Ordnungen hinweg in zwischenmenschlicher dialogischer Nähe entfalten und dabei den Fragen – Was kann diese Arbeit nicht sagen? Wer erzählt hier die Geschichten? – nicht mit eindeutigen Antworten zu begegnen.

Die Stille Sie werden vereinnahmt, ohne gesehen, ohne gehört zu werden, oder auf nur bestimmte Art gesehen und gehört. Es gibt auch nichts zu erzählen zwischen den Konturen im Vorfeld festgelegter Narrative und den ausgetretenen Pfaden sich wiederholender Choreografien. Wobei das nicht ganz stimmt. Es gibt vieles zu erzählen – Rufe nach Anerkennung von Normalität. *Wir wären gute Bürger gewesen*. Aber ›Normalität‹ lässt sich nicht gut beforschen. Das nimmt die Spannung, die Faszination, das Abenteuer und das Leid heraus. *Ich hoffe, das war jetzt nicht zu langweilig für dich*. Es ist eine politische und moralische Debatte. *Man betrügt ein ganzes Land sozusagen*. Eine normative Debatte. *Verstehen Sie?* Irgendjemand ruft dazwischen: Aber es geht doch um die anderen! Ich kann sie gar nicht hören! *Verstehst du, verstehst du, was ich meine?* Ein Mann. Eine Frau. Ein Kind. Da. Und wieder werden sie vereinnahmt, denn die Stimmen können nicht gehört werden, wenn Forschende so dominant auftreten. Sie können nicht gehört werden, wenn Forschende sie selbstredend ›für sich selbst sprechen lassen‹. Wir dürfen nicht viktimalisieren, wird erörtert, wir dürfen nicht kriminalisieren, wird vorgeworfen. Wir dürfen uns nicht im Einzelschicksal verlieren, wird geflüstert. Aber wir dürfen auch

nicht heroisieren. Es wird ohnehin zu viel geredet. *Die meisten unserer Richter hatten kein Diplom.*

[Pause] [lautes nervöses Lachen]

Es gibt viele Sorten von Stille. Das Schweigen auf der anderen Seite ist jedenfalls sehr laut. Und hier liegt vermutlich die größte Leerstelle. Es knirscht im normativen Regelwerk, es kracht und rumpelt in den Fugen. Da ist aber kein Gespenst.

ich bin doch da, hat er gesagt.